

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

199 (27.8.1921) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Eine Schreckensstat indischer Fanatiker. Der amtliche Bericht über die Aufstandsbeziehung, deren Schauplatz das in der britischen Regentenschaft Madjaputran gelegene Sirohi war, erwähnt auch eine grauenvolle Szene, die sich in der Ortschaft Marwada abspielte. Die Eingeborenen hatten sich geweigert, der indischen Verwaltung die Steuern zu bezahlen; infolgedessen sahen sich die Behörden genötigt, 50 Sepoys zur Unterstützung der Steuerbeamten nach dem Dorf zu entsenden. Als die Polizeitruppe herantam, sah sie aus dem Dorf dicke Rauchwolken aufsteigen. Bald wurde es bekannt, daß die Einwohner im Begriff standen, die älteste Frau der Ortschaft lebendig zu verbrennen, um den Fluch des Himmels auf die Häupter der englischen Beamten zu lenken. Man hatte einen hohen Holzstapel errichtet und auf diesen das Opfer gestellt, deren Angehörige mit Fackeln Feuer an den Holzstoß legten. Der Kommandeur der Sepoy-Abteilung befahl sofort den Sturmangriff auf das Dorf, um die Frau zu retten, die verzweifelt schrie und sich wie rasend zwischen den sie umringelnden Flammen wand. So oft sie versuchte, aus dem Feuerkreis herauszutreten, wurde sie jedesmal in die Flammen zurückgeschleudert. Die um den Scheiterhaufen versammelte Menge suchte durch Sperrung der Zufahrtsstraßen den Kruppen den Weg zu verlegen und sie so lange aufzuhalten, bis die Alte tot war. Die Soldaten waren gezwungen, Salbenfeuer abzugeben, durch das 7 Eingeborene getötet und 12 verwundet wurden. Dann erst zerstreute sich die Menge; aber als die Sepoy endlich den Schauplatz des Frevels erreichten, lag die Frau bereits im Sterben und verschied nach wenigen Minuten.

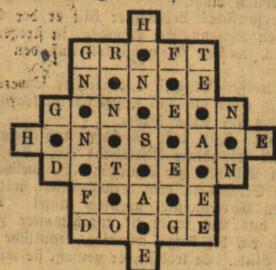
Karibu-Braten. Der Polarreisende Stefansson ist zu einer neuen Forschungsreise in die arktischen Gebiete Kanadas aufgebrochen, und zwar hat seine Reise nicht nur wissenschaftliche sondern auch praktische Zwecke. Er will dem heute überall vorhandenen Fleischmangel dadurch abhelfen, daß er die gewaltigen Herden der Rentiere und Moschusochsen im Norden Kanadas zu Hausieren macht und damit eine unererschöpfliche Quelle edelbaren Fleisches der Menschheit erschließt. Das nordamerikanische Rentier, das Karibu, ist schon in Lappland und Asien mit Nutzen als Haustier gezüchtet worden. Stefansson geht nun dahin, einige der Karibu-Herden von Alaska nach Kanada zu bringen und sie zum Stamm für die Züchtung der wilden kanadischen Karibus zu machen, die in einer Anzahl von etwa 20 Millionen das kanadische Gebiet durchwandern und von denen die Wölfe etwa 10 Proz. auffressen. Große Schlächtereien sollen bei Port Nelson an der Hudson-Bai eingerichtet werden, um von dort aus die großen Fleischmengen abzutransportieren. Die Köhner und Häute der Tiere haben einen beträchtlichen Wert; am meisten aber verspricht man sich von der Bekleidung des Fleisches zu kenneferven, und man hofft, daß dieser von den Kennern als vorzügliches gepriesene Karibu-Braten in den Küchen der ersten Welt mit Freude begrüßt werden wird. Stefansson hat eine Gesellschaft zu diesem Zweck mit einem Grundkapital von 100 000 Dollar gegründet.

Der „Wasserfynn“. Wüstenreisende haben schon manchmal von dem eigentümlichen „Wasserfynn“ erzählt, den die Pferde und die anderen zum Reiten oder Lastentragen verwendeten Tiere entwickeln, wenn es gilt, auf weite Entfernungen das Vorhandensein von Wasser aufzuspiiren. In seinem Buche „Das Wüsten-Gebirgsforps“, in dem die Operationen der englischen Reiterei in Palästina und Syrien 1917/1918 geschildert werden, kommt der Verfasser, Oberstleutnant Preston, auch auf diesen eigentümlichen Wasserfynn zu sprechen und betont, daß er sich bei verschiedenen Gelegenheiten nicht nur bei den Pferden, sondern auch bei manchen australischen Soldaten und einigen wenigen Engländern gezeigt hat. „Wer einmal diesen Wasserfynn an sich beobachtet hat“, sagt Preston, „der wird diese Empfindung nie mehr vergessen, obwohl es sehr schwierig ist, sie im einzelnen zu beschreiben. Der Geruchfynn spielt dabei zweifellos eine Rolle, aber die Empfindung ist mehr die einer plötzlichen Frische, eines eigenartigen Aromas in der Luft, als die eines Geruchs. Das Gefühl tritt besonders kurz nach Sonnenuntergang auf, und zu dieser Zeit kann das Vorhandensein von Wasser oft auf viele Kilometer Entfernung gespürt werden. Neben den Pferden zeigen hauptsächlich Maulesel und Esel den Wasserfynn in ausgesprochener Form. Unter den Pferden erwiesen sich für den Wüstenfeldzug die Tiere einer leichteren Rasse besser als der schwere Typus, der zuerst Verwendung fand. Da 1917 große Anspannen an Pferden herrschte, so wurden einige Teile von Regimentern mit Eseln ausgerüstet, und die Esel bewährten sich vorzüglich als Reittiere. Wie diese Tiere den ganzen langen Feldzug von 1918 aushielten, indem sie einen schweren Mann und noch sein ganzes Gepäck trugen, ist ein Rätsel; aber sie überwandern alle Anstrengungen.“

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Wed u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24

Rätsellecke

Fuß-Rästel



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß wagerechte Wörter entstehen. Sind die richtigen Wörter gewählt worden, so nenn die senkrechte Mittellinie besondere Tage. Fritz Blankensfeld.

Wortveränderungs-Rästel

Aus den Wörtern: „Du ader“ ist durch Umstellen der Buchstaben ein Knabenname, aus den Wörtern: „Leer, Eis, Chor“, dagegen der Name eines Landes zu bilden.

Verwandlungs-Rästel

Mit „s“ man geht bequem hinein;
Mit „t“ man muß schon drinnen sein.

Rästel

Mit M umschließt es manchen Garten,
Mit D troht es der Feiten Lauf,
Mit B muß es des Feldes wahren,
Mit V steht Jäger oft darauf.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 33. Woche

Wörterrästel: Der Mensch baut Schlösser und die Zeit ruinen.

Echo-Rästel: „Emma — Anne“.

Reinhold-Rästel: Landbriefträger.

Rästel: Kirche — Kirche.

Richtige Lösungen gaben ein von: Frieda Göb, Frau Maria Schmitt, Tilly Schmitt, Karlsruhe; Max Weiß, Friedrich Weiß, Eduard Friß, Frau Emma Wacker, Karlsruhe-Mühlburg; Oswald Dauer, Anton Koffler, Karlsruhe-Daglanden; Frau Paula Merkel, Fritz Haas, Ottenau i. M. Sella Daniel, Karlsruhe.

Witz und Humor

„Wie geht's?“ Auf diese Frage antwortet der Weinwirt: „Wie geschmiert!“ Der Viehhändler: „Wie mans treibt!“ Der Sauspieler: „Spielend!“ Der Bankier: „Wechselvoll!“ Der Zugführer: „Mit Dampf!“ Der Unübersichtsprofessor: „Ordnentlich!“ Der Meteorologe: „Veränderlich!“ Die Anglerin: „Glänzend!“ Der Kaufmann: „Gemißt!“ Die Ballerine: „Willant!“ Die Sängerin: „So so, la la!“ Der Malchinnist: „Wie geht!“ Der Köstliche: „Auf zwei Beinen!“ Der Lebemann: „Den Verhältnissen entsprechend!“ Der Seiler: „Den Krebsgang!“ Der Fischer: „Glatt!“ Der Kaufbold: „Man schlägt sich durch!“ Der Betrunkene: „Schief!“

Caffee, der Weise. William C. Barton erzählt in der „Woffischen Zeitung“ Karabeln vom Genughaben. Es heißt da: Und ich sprach zu ihm das Sprichwort der Menschen Arabiens: „Wer ist reicher: einer, der eine Million Dollar hat, oder einer, der sieben Töchter hat?“

Und er sagte: „Sage mir die Antwort!“ Und ich antwortete: „Der Mann, der sieben Töchter hat, ist reicher! Denn siehe, er hat genug, und er weiß es!“

Jagd, neunjährig, betrachtet immer mit einiger Geradlinigkeit die Auslagen der kleinen Stadt, in der wir jetzt wohnen. Heute treffe ich sie vor einer „Annschuldung“, in deren Schaufenster lauter Reproduktionen mehr oder minder klassischer Madonnen ausgestellt sind. „Mutti“, sagt sie kopfschüttelnd, „wie ungeniert sich hier die Leute photographieren lassen!“

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

34. Woche

Karlsruhe, den 27. August

1921

O Bruder, löse deine Hand . . .

O Bruder, löse deine Hand, die sich zur Faust geballt und laß die Satten fröhlich weiter prassen. Laß ab vom Fluche, der von Mut und Kraft und lastend schwer von Hunger, Not und Saffen! Sieh hin, auf Meeresswogen tanzt der Schaum, in ewigen Fluten muß er sich ertrinken, muß, wie ein freches Lied im freien Himmelsraum, in ein unlagbar armes Nichts zusammensinken. Wir Volk, wir sind ein uraltes Meer, und alle Wogen, die darinnen rollen, sie sind der Not und Arbeit großes Meer, Das auf- und vorwärts geht in heil'gem Wollen, Und eine Woge bist auch du, o Bruder, der den Sammer schwingt,

und du, der tief im Schacht nach Licht und Klein ringst, und alle Schwachgeordneten, die ins Dunkel stürzen, und alle Frauen, die in kargen Schürzen und schlichten Schuhen, von der Not umschürt, Durch Straßen gehen und mit harten Händen nach jedem Holzstiel und verlorenen Brocken Kohle greifen, der ihnen Winters Not bang vor die Seele führt. O Bruder, löse deine Hand, die sich zur Faust gedallt und laß die Satten fröhlich weiter prassen. Sie sind Nasvogelschrei, der krächzend schallt, und unvert deinem Grimm und heißem Saffen. Sie sind geringer wie der ärmste Strauch und Baum und matter wie im Schutt der Seebe Winken — und werden einst, wie Rauch im Himmelsraum, Vor Gott in ein unlagbar armes Nichts zusammensinken. Ludwig Egler.

Der Menschenfresser

Von Stephan Ezelet.

Kakula war ein gar fürchterlicher Neger aus Sansibar. Im Stadtpark lebte er in einem Käfig dahin, um den Vater Zellner, der Herr des Kakula, eine plumpe Bretterbude herumgebaut hatte. Die Bude hatte auch eine Türe. Darin pflegte Vater Zellner zu stehen, um Gäste zum Besuch zu laden.

„Hochverdientes Publikum“, sprach Vater Zellner, „hier ist zu sehen Kakula, der fürchterliche Neger aus Sansibar. Jetzt hält er sich derzeit im Käfig auf, wo er mit Ketten angefettet ist. Denn Kakula ist ein gar fürchterlicher Neger. Ein Blick überzeugt von der Nichtigkeit. Ich werde Kakula ein lebendiges Subn überreichen, welches er im lebenden Zustand anessen und verpeisen wird. Denn einen lebendigen Menschen gibt es heutzutage nicht, der sich bereit erklären würde, sich lebendig fressen zu lassen. Zieh Erwachsene zehn Heller, für Kinder und Soldaten vom Feldwebel abwärts fünf Heller. Bitte, nur hereinspaziert, die Vorstellung wird gleich beginnen.“

Das hochverdiente Publikum — das heißt wir Kinder, ein paar Köchinnen und Soldaten — nahm hierauf die Eintrittskarten aus brauner Pappe in Empfang und spazierte zur Tür herein, gab die Karten wieder zurück und in ängstlicher Ergriffenheit umstanden wir den Käfig, aus dem unterdrücktes Murren erkante. „Kakula ist zornig“, sagte Vater Zellner bedeutend, nahm eine unbarbarische große Pistole und einen rostigen Säbel hervor und zog vorichtig den grünen Vorhang beiseite, der Kakula vor unheimlichen Augen verborg.

Und wir erblickten Kakula, den fürchterlichen Neger aus Sansibar, faulstidige Ketten um Hals und Arme, — erblickten sein schwarzes Gesicht und seine grinsenden Zähne und uns alle packte ein angenehmes Grinsen. „Hier ist Kakula, der fürchterliche Neger aus Sansibar“, begann Vater Zellner, „der fern von seiner Heimat und Vaterstadt, im Käfig seine Tage verbringt. Ein Blick überzeugt uns von der Nichtigkeit. Und nun folgt die Glanznummer unseres Programms, wo ich Kakula ein lebendiges Subn überreiche, welches er in lebendigem Zustand verpeisen wird. Denn einen lebendigen Menschen gibt es heutzutage nicht, der sich bereit erklären würde, sich lebendig fressen zu lassen.“

„Nein, Vater Zellner hatte zweifellos ganz recht; es gab keinen lebendigen Menschen, der sich bereit erklärt hätte, sich lebendig fressen zu lassen. Und Vater Zellner zog irgendwoher ein verängstigtes Subn hervor — (zu dieser Zeit ab Vater Zellner immer mittags und abends Subn) — und schwang es über seinem Kopfe wie die Juden am Veröhnungstag. „Hier ist das lebendige Subn; überzeugen Sie sich mit eigenen Augen, daß hier kein Schwindel vorliegt und kein Betrug. Kakula ist und verpeist das Subn.“ Und Kakula nahm zu unjer aller großem Entsetzen das Subn in seine Hände und biß ihm plötzlich den Kopf ab.

Und damit war die Vorstellung zu Ende. Jetzt kam nur noch, daß Vater Zellner die Käfigtür öffnete, seine Pistole fest umklammernd und Kakula hinausführte vor das hochverdiente Publikum. Die Köchinnen quetschten, die Soldaten griffen nach ihren Bajonetten, wir Kinder drängten uns, um Kakula so weit wie möglich zu sein, der die Zähne fleckichte und brüllte. Vater Zellner aber sprach: „Eine kleine milde Gabe für Kakula, den fürchterlichen Neger, der fern von seiner Heimat und Vaterstadt, in diesem Käfig seine Tage verbringt.“ Die Köchinnen griffen lebend in ihre Geldbörsen und nahmen die Kreuzer heraus. Nach jedem Kreuzer stieß Kakula ein fürchterliches Geheul aus und schüttelte seine Ketten. Dann duckte er sich plötzlich und sah die eine Köchin am Bein. Die Köchin schrie entsetzt auf, ließ ihre Börse fallen und sank in die Arme ihres Soldaten, worauf Kakula mit den Zähnen die Börse packte und mit einem Satz in seinen Käfig sprang. Vater Zellner nahm hierauf allerlei Eisenangen und Stöcke hervor und begann damit um Kakula herumzuschnitzeln, der immer schrecklicher und schrecklicher brüllte, und mit den Ketten klirrte. Nach einer Zeit beendete Vater Zellner die Vorführung. „Kakula ist so wütend, daß man nicht an ihn heran kann“, sagte er. — „Schluß der Vorstellung.“

Hierauf gingen wir fort und unsere Herzen waren erfüllt von einer furchtlichen Hochachtung gegen den fürchterlichen Kakula. Der Schlächterjohn von der Gasse behauptete zwar, er habe an einem Spalt gelauscht, und gesehen, wie Kakula und Vater Zellner miteinander teilten. Aber natürlich glaubte ihm niemand. Er war der feigste Junge und der wollte bei Kakula am Spalt hineingesehen haben?! Mit einem Wort, Kakula schwamm unvertriebar im Meere der Beliebtheit.

Bis eines schönen Tages ein Witz aus heitem Himmel kam. „Und nun kommt die Glanznummer unseres Programms“, sprach Vater Zellner mit gewohnter, quängelnder Stimme, „wo ich Kakula ein lebendiges Subn überreiche, welches er in lebendigem Zustand aufißt und verpeist, denn es gibt heutzutage keinen lebendigen Menschen, der sich bereit erklärt hätte, sich fressen zu lassen.“

„Na, na,“ sagte jemand aus dem Publikum, „und wenn es doch einen gibt! Und schon trat ein Bauernbursche aus den Reihen. „Mich soll er fressen! Ich bin doch lebendig genug, was?“ Da war ein großes Grinsen. Die Köchinnen quetschten, die Soldaten griffen nach ihren Bajonetten, die Kinder drängelten, Kafula hörte auf zu brüllen und Vater Zellner berging einfach, hörte auf zu existieren. Seit dreißig Jahren übte er sein Handwerk aus, die verschiedensten Kafulas hatten schon für ihn gearbeitet, aber so etwas war noch niemals dagegeben, so etwas in seiner Praxis noch nicht vorgekommen.

„Sie soll der fürchterliche Kafula aufessen, werter Herr? Sie wagen, Ihr kostbares Leben aufs Spiel zu setzen, werter Herr?“ stammelte er. „Sawohl, hier sehe ich, lassen Sie mich rein zu ihm. Ich will doch sehen, ob er mich wirklich fressen kann!“ — „Na, na,“ sagte Vater Zellner, „überlegen Sie sich die Sache, werter Herr. Sie haben es sich wohl nicht recht überlegt, werter Herr, nachdem Sie, wenn Sie den Käfig von Kafula, dem fürchterlichen Neger aus Sansibar, betreten, Ihre Mutter nie wieder erblicken werden, werter Herr. Denn unbarberzig wird Sie der fürchterliche Neger aufessen und verpeisen.“ — „Soll er doch,“ verkündete in unerschütterlicher Nähe der Bauernbursche. „Denn entweder ist das Ganze Schwindel und dann schlage ich die Wade hier zusammen, oder es ist kein Schwindel und dann soll er mich doch fressen.“

Und damit begann er, seine Stulpenstiefel auszuziehen. Die Erregung stieg. Schnell füllte sich die kleine Wude mit Menschen — auch mit solchen, die, durch den Lärm angelockt, die allgemeine Aufregung sich zunutze machten, um unmontiert hereinzukommen. Vater Zellner war erregter als üblich, und gurgelte noch mehr als sonst. Kafula jedoch, der fürchterliche Neger aus Sansibar, verhielt sich auffallend still. Wir alle fühlten, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei, und daß es hier um mehr ging als darum, ob Kafula den Bauernburschen verpeisen würde oder nicht. Nein, hier stand die Ehre des Stadtparks auf dem Spiele. Fast schämte ich mich, es zu gestehen: wir alle blickten in jenem Augenblick fast einmütig, der Bauernbursche möge fest bleiben und zu Kafula hineinreiten; denn daß Kafula ihn sofort aufessen würde, daran zweifelten wir nicht einen Augenblick.

Inzwischen war auch ein Schutzmann dazu gekommen, der mit seinem Amtes Würde den Latbestand vernahm und sich die Militärpapiere des Bauernburschen anzeigen ließ. Augencheinlich imponierte ihm Kafula, und er verkündete schließlich: „Wenn der freie Bürger wünscht, daß Kafula ihn aufisst, dann kann man den freien Bürger nicht daran hindern.“ — „Aber das Geleit, werter Herr, das Geleit!“ schrie Vater Zellner. — „Wenn der Kafula den freien Bürger aufgeessen hat, dann können Sie mich zurückrufen; ich werde dann das Protokoll aufnehmen,“ verkündete der Schutzmann seinen unwiderrüßlichen Entschluß und schritt gelassen von dannen.

Nun blieb wirklich nichts anderes mehr übrig, als den Bauernburschen in den Käfig hineinzu lassen. Entsetzt öffnete Vater Zellner die Tür. „Bitte recht sehr, werter Herr,“ seufzte er, „aber Sie werden es bereuen, werter Herr.“

Und im nächsten Augenblick stand der Bauernbursche Aug' in Auge mit Kafula. Eine so tödliche Stille herrschte in der kleinen Wude, daß wir unsere Herzen schlagen hörten. Selbst Kafula und der Bauernbursche standen sich in augenscheinlicher Ergriffenheit gegenüber. Vater Zellner faute an seinen Nägeln, ein kleines Dienstmädchen begrub das Gesicht im Kopftuch, um nicht sehen zu müssen, was da kommen mochte, sei es, daß er ihn fraß, oder sei es, daß er ihn nicht fraß.

Doch da . . . ja, was geschah da? Mit roten Lettern hat die Chronik dies Ereignis verzeichnet. . . Denn da ließ Kafula ein weißes Geheul vernehmen, warf sich auf den Bauernburschen und — wahrhaftiger Gott — er biß ihn ins Ohr. So kräftig, daß sofort das Blut aufspritzte. Der Bauernbursche schrie auf und brüllte. Auf alles in der Welt war er gefaßt gewesen, nur darauf nicht, daß er ins Ohr abissen würde.

Mit Vater Zellner ging eine merkwürdige Verwandlung vor sich. Möglicherweise gewann er die Sprache wieder und ein breites Lächeln überzog sein Antlitz. „Na, na, werter Herr,“ sprach er, „irgendwo muß er doch schließlich anfangen.“

Der werter Herr aber wartete das Weitere nicht ab. Er war nun überzeugt, daß der fürchterliche Kafula ihn freisetzen würde. Also sagte er sein blutendes Ohr und mit furchtbarem Gebrüll entfloh er unter Zurücklassung seiner Stiefel und anderer abgelegter Kleidungsstücke.

Tags darauf erhobte Vater Zellner den Eintrittspreis. Für Erwachsene zwanzig Heller, für Kinder und Soldaten vom Feldweibel abwärts zehn Heller.

(Autorschriftliche Uebersetzung aus dem Ungarischen von Barbara Friedmann.)

Wie man in Indien den Regen begrüßt

Wir, die wir unter einer in unseren Breiten kaum je beobachteten Hitze und Dürre litten und sehnsüchtig des kühlenden und befruchtenden Regens harren, wissen nicht, mit welcher fieberhaften Erwartung der Tropenbewohner alljährlich dem lebenden Nash entgegensteht. Wenn die Dürre so qualen, holt der indische Bauer seinen Pfug hervor. Denn auf geheimnisvolle Weise wissen die Frösche von der bevorstehenden Ankunft des Regens. Sie erfüllen die Nacht mit ihren quakenden Wägen und alle anderen Froscharten stimmen in den Chor ein. Man kann unmöglich schlafen; aber der Bauer kümmert sich wenig um eine schlaflose Nacht, wenn für den nächsten Tag Regen in Aussicht steht. Besser, im Schlaf gestört sein, als Hunger leiden, und wenn der Monsun, der Regenwind ausbleibt, kann der Landmann seine Acker nicht pflügen. Unter glühender Sonne sind sie ausgetrocknet und hart wie Asphalt. Der Monsun bringt die regenbeladenen Wolken vom Indischen Ocean, und überall wartet das Volk im Fendischab begierig auf seine Ankunft. „Ich bewohne eine große Stadt des Fendischab,“ erzählt ein indischer Bauer, „in einem Jahre, in dem der Monsun sich verspätet hatte. Die Hitze war fast unerträglich, das Land verdorrte unter einem wolkenlosen Himmel. Todesfälle an Hitzschlag ereigneten sich täglich; Hungersnot drohte. Die Luft in den Bazaren war fürchterlich und die Cholera begann ihr Werk der Vernichtung. Da, in einer Nacht, begannen die Frösche zu quaken; man hörte auf, und aus Bergpfeifung ward Hoffnung. Aber am nächsten Morgen war kein Wölkchen am Himmel und die Leute sagten, daß selbst die Frösche sie betrogen hätten. Ich lag in einem Siegestuhl und schmorte in der Hitze. Der Bäcker über meinem Haupt gab kaum etwas Erleichterung; denn die Luft war trocken und glühend. Da drang aus weiter Ferne an mein Ohr ein schwaches, anhaltendes Geräusch, so schwach zuerst, daß es kaum zu hören war. Es kam von Süden. Es wurde stärker und kam immer näher und näher, bis ich zuletzt erkannte, daß es die Stimmen schreiender Menschen waren. Männer, Weiber und Kinder, alles schrie, was die Lungen hergaben. Auf den klaffen Dächern der Häuser versammeln sich aufgeregt kreisende Volksmassen und schwenkten alle Sorten von Tüchern wie zum Gruß. Es war ein fürchterliches Lärmen, ordnartiger Lärm, ich hörte und sah voll Bewunderung zu. Allmählich ließ das Geschrei nach, wurde aber weiter entfernt aufgenommen. Der Lärm pflanzte sich nach Norden fort. Er wurde schwächer und schwächer und erstarb in einem letzten fernen Rummeln. Da war es mir plötzlich, als sei die Hitze nicht mehr so erstickend, ich sah nach dem Thermometer und fand, daß es fiel. Und da hörte ich es, wie Regentropfen kaskadeten. „Schneitropfen!“ verkündete ich mich selbst, aber es war kein Irrtum und ich sah, daß die Frösche nicht getäuscht hatten. Der Regen strömte in Siegestühlen über den verdurrteten Boden. Das Land war gerettet, der Monsun war da. Der Tumult und das Geschrei, das ich gehört hatte, waren die Kunde von dem Nahen gewesen. Mit tollem Lärm, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf getragen, dem Wind und den Wolken unmittelbar voraus, war die Botschaft tausend Meilen gewandert. Freilich die Frösche waren ihr noch zuvorgekommen.“

Ohne Gefolge betrittst du die Welt und ohne Geleite gehst du wieder hinaus; sei denn getrübet, o Mensch, wenn dich im Herbst die Freunde wie Spähen und Schwalben verlassen, denn in der bittersten Not war noch ein jeder allein. Gebbel.

Holunderblüten

Von Minna Heimannsberg

Der Holunderbusch blüht. In seiner unerjätlicher Lebensglut hält er der Sonne die schwebenden leuchtenden Blütenbüschel entgegen, in frohen Fülle liegen die blanken, weißen Blumenteller auf den tiefgrünen Zweigen.

Wie ein mit weißen Blumen durchwirkter schwerer, dunkler Vorhang hängt das alles um das unheimliche, kraftlose, graue Stämmchen fast bis zur Erde nieder.

Ein leiser, süßer Duft lockt Mädeln und Käferlein zum tollen Schmaus ins freundliche Wirkshaus ein. Gütig schwirrt das Bienlein von Blüthen zu Blüthen. Et, welche Wonnen dieser unbedachte Strich in dem verwahrlosten, mit allerhand Gerümpel besetzten Gartenwinkel schenken kann! Welch ein kraftvolles Leben aus ihm treibt zu ungehemmter Fülle!

Seine Zeit ist da, die kurze, wonnige, bräutliche Zeit. Die Zeit der Blüte. Er leidet sie, er genießt sie mit der ganzen Kraft seines Seins.

„Ah, gar zu bald ist sie vorbei.“ Dann wird er wieder unscheinbar dastehen im schlichten, dünnen Kleid.

Der lustige leuchtende Schmaus ist verweht, die duftenden Blütenblätter sind verschwunden. Von all den muntern Krabbelgeiern kommt keiner mehr ins öde Haus.

Tauend und aber tauend barle grüne Knospen stehen an langen Ästen an Stelle der duftenden Blütenkelche in der grellen Sommerhitze, wartend, harrend der schwellenden, reisenden Kraft. Dann wird gar bald das Baumlein dastehen über und über beladen mit schweren, süßen Beerenbalden. Geiß, darauf freut sich schon die Amiel, der kleine schwarze Feinschmecker unter den gesiederten Sängern des Lenzes.

Für unsere Frauen

Verkäuferinnen

Am Abend huscht ihr durch die dunklen Porten, Vereingelt — gruppenweise — euer Laden. Gängt noch voll Schatten eurer kühlen Räume. Wo Stoffe, Kleider, Hüte, Kochgeschirre, Und Teppiche, vielleicht auch Bücher lagern. (Denn ihr seid still und gänzlich unbekannt Am Tag. Was andere Wünsche sind, Und euch Befehle —)

Ihr schreitet schnell in dem Gewühl der Straße, Das eure hellen Hüfen, eure Wädhchen, Das schieue Schweben mädchenhafter Hüften, Der Antsantritt in Abend frohe Röde Und euer flügel unbewußtes Suchen Zu sich verschluckt, stumpf, teilnahmlos Und fremd —

Euch seht ich jeden Abend immer wieder Die selben Straßen ellen. Eurer Köchern Ich meines Starens Hör ich längst nicht mehr. Ich lieb euch alle! Abendmädchen! Alle! Und bange um die vielen bleichen Wäthen, Die nur am Abend zitternd sich erschließen Zu feuchtem, kleinem, süßen Blumentronen. In meiner Brust . . . ich stünde abends gerne In irgendeiner fremden Stroghenede Und prekte meinen Gut an meine Brust — Und ließ euch weilen eine nach der andern, Mit eurem Laden, eurer Müdigkeit, Mit eurem bishen Gluck, mit eurem Schonen, In mir vorbei in einem langen Zuge, Bis eurer schlanken Beine frohes Silen Im Dämmer einer Gasse jäh erstickt . . .

Gons Pflug.

Osdorf — ein Sommererlebnis

Von Toni Pflüß

Genossinnen, wißt Ihr wie das ist? Man hat es lange erträumt und wartet immer noch auf denjenigen, der einem mit der nötigen Million helfen soll, es in die Weltlichkeit umzusetzen.

Da macht man eine kurze Sommerreise, auf der man nur blühen will — nur ja nichts denken, nichts — denken! — Und da steht es plötzlich vor einem. Ein langer, schon geübter, einstufiger Bau mit ausgebautem Dachgeschoß mitten in wogenden Wehrensfern. Eine alte schattige Allee führt hin. Ist es ein Herrenhof? Ein Erholungsheim?

„Ach nein, Genossinnen, es ist wirklich und wahrhaftig ein Haus für verlassen, heimatlose Kinder, was uns da anlacht. Was sag ich da; heimatlos? — Wägen sie es gewisse sein durch Unglück oder Schuld ihrer Eltern. Die dort landen, haben eine Heimat gefunden.“

Ich kam zufällig und unangemeldet am frühen Mittag. Schon beim Eintreten eine Freude: zwölf kleine Kerle unter sechs Jahren, nur mit Höschen oder Röschchen an — es war in den heißen Zuitagen dieses Jahres — wanderten zum Mittagesschloß. Zwei Mädels von 11 und 12 Jahren begleiteten sie, und schon aus ihrer bescheidenen mütterlichen Art leuchtete der Geist des Heims. Bald fallen den kleinen, jatten Leuten die Augen zu. Sie sind in guter Gut — ihre Mütterchen halten treue Wacht.

In den Gängen und den Gruppennimmern das fröhliche, geschäftige Leben, Duben und Wädel räumen auf, und man sieht ihnen den Stolz an, wenn die Stube fein hergerichtet ist. In jeder Wohnstube hausen ungefähr 10 Kinder mit ihrer Gelferin, auf den Tischen grüne Sträuße, die ganze Vorderwand ein breites nicht zu hohes Fenster, durch das das weite Land hereinstrahlt. An den Wänden eingebaute Kästen, in denen jedes Kind seine kleinen Habseligkeiten verwahrt. In einer Ecke des Zimmers die Nähmaschine, mit der, wie ich sah, die älteren Mädchen schon gut umzugehen verfehen und die alle die Schindeln heilen muß, die ein freies tätiges Leben den Hosen und Röden zufügen pflegt.

Und junge lachende Gelferinnen mitten unter den Kindern. Man sieht ihnen an, sie sind nicht überarbeitet und überhebt, sie haben Zeit und auch das Herz dazu, mit der Jugend jung und froh zu sein. Es war ganz die tolle Ferienstimmung, wie sie eben in einer glücklichen Familie um die Sommerzeit herrscht.

Dort ein Trupp Indianer in Badehosen mit selbstgemachtem prächtigen Kopfschmuck, die sich von den echten Brüdern nur durch ihren blonden Haarhock und die blauen Augen und wohl auch durch die Futurität untercheiden, mit der sie uns begrüßen. Das Geschrei und die Freude am Leben und auch der Schmaus war jedenfalls ganz echt.

Ja, für alte Spieghelbürger ist die Anstalt freilich nichts. Aber es ist eine Anstalt, bei deren Besuch jedem Kinderfreund das Herz aufgeht, bei der der wirkliche Pädagoge sagen wird: „So muß es sein in einem Kinderheim, und nicht anders.“

Im Schweinestall, im Kuhstall, in der Remise, bei den Pferden, in der Küche — überall Jungvolk, das aus eigenem Willen mit angriff. Nirgends war der „Zutritt verboten“.

Der Inspektor des Heims und seine wackere Frau wurden überall mit jener natürlichen Ehrfurcht begrüßt, die nütigen und tüchtigen Menschen von selbst zufällt. Sie erzählten mir, daß sie bei ihrem Antsantritt in Osdorf erst Bündel von spanischen Möhren entfernen haben müssen, heute gibt es auf Osdorf keine Krügelkrone, aber gute willige Menschenkinder dafür.

Ein kleines Altersheim ist angebaut — es vertritt die Stelle des ehemaligen Armenhauses der Gemeinde. Ein Alter zeigt uns voll Stolz sein letztes Kunstwerk. Er ist ein Parteigenosse und hat Ebert gemalt — es ist zum erkennen. — Dann bittet er um frische Farben und einen kleinen Arbeitstisch. Welches wird ihm freundlich zugesprochen.

Auch die anderen alten Leuten suchen sich noch Arbeit in der Odonomie. So haben sie nicht das Gefühl der Nutzlosigkeit und manchen kleinen Vorteil davon: für Dauerleistungen Taschengeld und bessere Kost. Und die Kinder sind um sie herum. Für sie ist das Altersheim wertvoll. Denn dort lernen sie ihre junge starke Kraft den Hilflosen anbieten und die Liebe, die sie selbst empfangen, weiter zu geben an solche, die es nötig haben.

Das Schöne ist — es scheint gar keine Lohnarbeit zu geben auf Osdorf. Von der Inspektorsfamilie bis zur Küchenmagd ist alles innerlich mit dem Heim und seinem Gedelien verbunden.

Und doch soll es hier einmal ganz anders ausgesehen haben, soll auch hier der finstere Geist des Duldäufertums arme verwaiste Kinderherzen vergewaltigt haben. Aber der heutigen sozialistischen Stadtverwaltung ist es gelungen, aus einem Waisenhaus der alten Zeit mit all seiner Bigotterie, all seiner Heillosigkeit und St. eblosigkeit eine sonnige Kinderbeimat zu schaffen — eine vorbildliche Stätte der Erziehung zu praktischer Arbeit und eütigen Mendentum.

Was in Altona möglich ist, muß wo anders auch gehen. Stadtdäter und Stadtmütter — vor!

Es ist leichter, die Menschheit, als den Menschen zu lieben, denn die Menschheit kann nicht unser Nebenbuhler sein.

Aug. Feudenthal.